Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 5 (1964)

Heft: 22

Artikel: Die an Mauer und Stacheldraht stehen (3) : Artikel, Aufsätze und Vorträge eines ehemaligen Grenzsoldaten

Autor: Mara, Michael

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076710

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MICHAEL MARA

Die an Mauer und Stacheldraht stehen (3)

Artikel, Aufsätze und Vorträge eines ehemaligen Grenzsoldaten

Der ehemalige Volkspolizist Michael Mara, der später über die Mauer nach Westberlin flüchtete, berichtet über Erlebnisse und Episoden seines damaligen Dienstes. Nachdem die letzte Fortsetzung ein Weihnachtsfest an der Mauer geschildert hatte, gibt uns der Verfasser heute Einblick in das Schicksal eines Kindes, das von seinen Eltern durch die Mauer getrennt ist.

Helmut

Mich zieht es oft dorthin, wo ich einmal als Soldat an der Mauer stehen musste. Sonntags, wenn andere zum Sportplatz oder spazieren gehen, fahre ich in den Berliner Süden, nach Kohlhasenbrück. Dort, wo die Mauer sich wie ein hässlicher, stachliger Wurm durch Wälder und an Ufern von Seen und Kanälen entlangwindet.

Wenn ich an dem dreifachen Stacheldrahtverhau und an den Betonplatten entlanggehe, dann kommt es mir vor, als ob ich gestern noch auf der anderen Seite gestanden hätte. Alles ist mir vertraut: Die Zaunsprossen des Eckgrundstückes in der Breitscheidt-Strasse, das verlassene Stellwerk am Bahndamm, die Villen in der Stubenrauchstrasse. Eins, zwei, drei, vier Häuser — dann kommt das Kinderheim. Damals wurden dort die Kinder von Offizieren erzogen. Mädchen und Jungen mit blauen Halstüchern — Pioniere. Unter diesen Kindern lebte kurze Zeit ein Junge, dessen Schicksal ich nicht vergessen kann.

Als ich ihn zum ersten Male sah, schätzte ich ihn auf 8 oder 9 Jahre. Höchstens 10. Er war klein und schmächtig, hatte dunkle Augen in einem leicht gebräunten Gesicht und einen Igelschnitt. Ich stand am Schlagbaum, 50 Meter von der Mauer entfernt — am Anfang der sogenannten «toten Zone». Meine Aufgabe bestand darin, niemanden — ausgenommen ein Dutzend zuverlässiger Genossen, die in dem Grenzgebiet wohnten — in diese tote Zone hineinzulassen. Oder, wie der Offizier in der Diensteinweisung sagte: Das Hinterland abzuriegeln. Flüchtlinge sollten erst gar nicht an die Mauer herankommen.

«Wo willst du denn hin?», fragte ich ihn, als er am Schlagbaum vorbei in die tote Zone wollte.

Er blieb stehen, schaute zu mir hin, sagte aber nichts. Seine Augen hatten einen traurigen Glanz und der Ausdruck in seinem Gesicht erinnerte an einen alten Menschen, der Schmerzen tapfer erleidet. Ueber seine knochigen Schultern hatte er einen dünnen Anorak gezogen, der ihm viel zu weit war.

«Na, nun antworte schon. Ich tu dir ja nichts!»

Er schien zu überlegen, ob er mir trauen konnte. Nach einer Weile meinte er: «Ich will nur mal zur Mauer.»

«Zur Mauer? Was willst du denn da?»

Er stotterte: «Ich . . . Ich . . . Ooch, nur mal so.»

Er war anders wie die anderen Kinder, die oft am Schlagbaum lärmten und immer wieder zur Mauer und auf die andere Seite schauten. Er hatte ein kluges und altes Gesicht. Ein sehr altes Gesicht, das nicht zu seiner schmächtigen Gestalt passte.

«Du kannst auch von hier alles sehen», sagte ich zu ihm. Ich wusste, dass das eine Lüge war. Direkt vor der Mauer, dort wo der kleine Waldstreifen beginnt, der zum Griebnitzsee führt, ist ein Hügel und von diesem Hügel hat man einen ausgezeichneten Blick auf die andere Seite. Dorthin, wo der Campingplatz liegt, auf dem selbst im feuchten und kalten November einige Zelte und Wohnanhänger standen. Aber ich durfte niemanden dorthin lassen. Selbst Kinder nicht. Und ich konnte es auch nicht wagen, eine Ausnahme zu machen. Unmittelbar an der Mauer, in ein Grundstück auf der rechten Seite hineingeschoben, wachten zwei Posten. Ich wusste nie, wer dort war und wollte nicht in Gefahr laufen, von diesen Posten verraten zu werden.

Der Kleine blickte mich an.

«Wie heisst du denn?» fragte ich ihn.

«Helmut!»

«Und wo kommst du her?»

«Aus dem Kinderheim!»

Ich kannte das Kinderheim. Eine grosse Villa, hundert Meter von mir entfernt, unmittelbar am Ufer des Griebnitzsees. In diesem Heim war auch die Tochter unseres Kompaniechefs untergebracht und mit ihr auch die Kinder anderer Offiziere, die im Grenzgebiet wohnten. Du musst vorsichtig sein, sagte ich mir. Wenn er aus dem Kinderheim ist, wird er sicher einen Offizier zum Vater haben. Vielleicht haben sie ihn herübergeschickt, um dich auszuhorchen. Kürzlich hatte ich erst gelesen, dass irgendwo an der Zonengrenze in Thüringen ein Flüchtling von Kindern verraten wurde. Alle Kinder sollten sich — so hiess es in der Zeitung — die 10- und 11jährigen Pioniere, die zu Verrätern wurden, zum Vorbild nehmen.

Helmut blickte schon eine ganze Weile ein wenig scheu auf meine Maschinenpistole. Ich hielt sie ihm hin: «Hier, schau sie dir an. Solche Waffe hat auch der Posten dort hinten an der Mauer. Wenn du dort rumläufst und die beiden Grenzer annehmen, dass du flüchten willst, schiessen sie.»

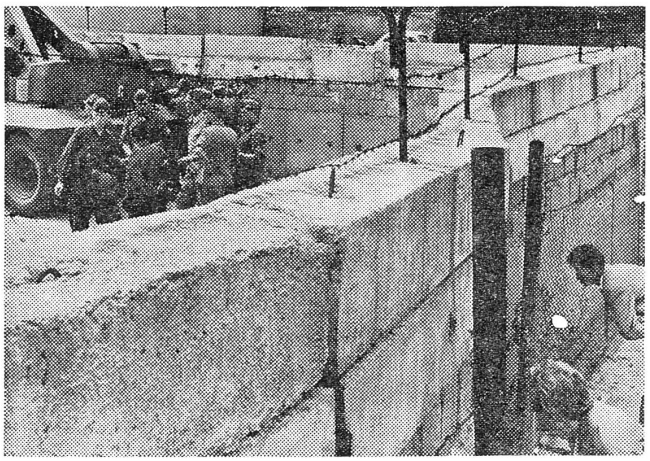
Er betrachtete die Waffe und tastete sie mit seinen kleinen rotgefrorenen Händen ab. «Wenn ich grösser bin, kaufe ich mir so ein Gewehr!»

«Und was machst du damit?»

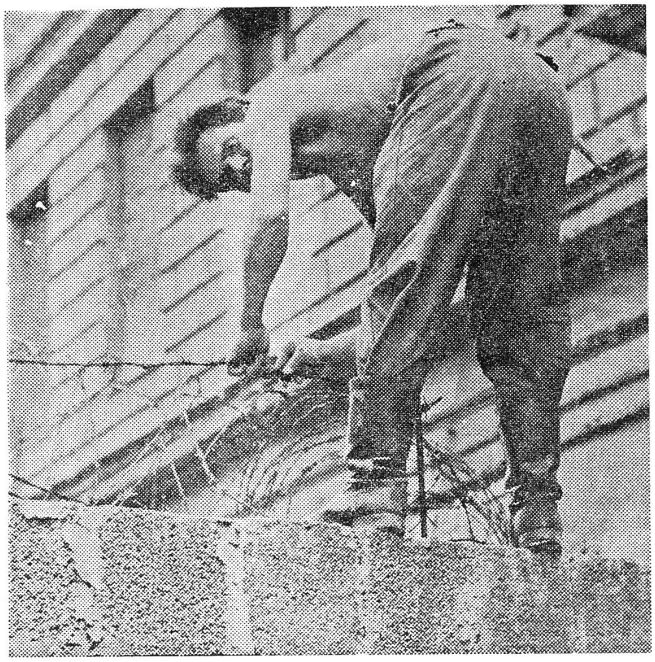
«Ich werde die tot schiessen, die auf andere schiessen!»

An diesem Tag blieb er nicht mehr lange. Im Heim wartete man auf ihn. Er fragte noch, wie ich heisse und wann ich wieder am Schlagbaum stehe.

In der Zeit danach — es war mitten im nebligen November — kam er unregelmässig. Die Erzieher in dem Kinderheim, in dem er untergebracht war, liessen ihn nicht gern im Grenzgebiet herumlaufen. Seine Eltern waren geflüchtet. Er hatte niemanden mehr. Den Erziehern war — so erfuhr ich später — ans Herz gelegt worden, auf den Jungen besonders aufzupassen. Man traute dem Frieden nicht.



Volkspolizisten verstärken die Mauer in Berlin Wedding.



Ein Bautrupp-Volksarmist bessert den eingefallenen Mauerdraht wieder auf. Aufnahme vom Juli 1963.

Die SED-Funktionäre fürchteten, dass die Eltern den Jungen nachholen würden. Sie sagten: Entführen.

Er kam in der Woche ein- bis zweimal und nach und nach freundeten wir uns an. Ich erfuhr mehr über ihn. Er war nicht — wie ich geschätzt hatte — 9 Jahre alt, sondern wurde bereits 12. Niemals hätte ich das für möglich gehalten. Er war so klein und dünn, wie ein 9-, höchstens 10jähriger. Seine Eltern, so erzählte er mir, mussten ihr Haus in Potsdam über Nacht verlassen. Ein Freund warnte sie. Seine Mutter hatte mehrmals Flüchtlinge aus der Zone beherbergt, die dann in unruhigen und stürmischen Nächten die Flucht wagten. Zwei junge Leute, die seine Mutter einige Tage verborgen hatten, kamen nicht über die Mauer. Sie wurden in der Nähe der Filmhochschule Babelsberg — dicht am Griebnitzsee — festgenommen. Nur wenig später wusste die Staatssicherheit Bescheid. Helmut gaben die Eltern bei den Nachbarn ab — das Risiko der Flucht war ihnen zu gross. Aber sie kamen rüber . . .

Einmal lief ich die sogenannte Kontrollstreife. Zusammen mit einem Unteroffizier, den ich schon von der Ausbildungskompanie kannte, gingen wir an der Mauer entlang — von Posten zu Posten, mit dem Auftrag, sie zu kontrollieren. Am Schlagbaum in der Stubenrauchstrasse spielte Helmut mit einem halben Dutzend befreundeter Kinder. Als er mich sah, kam er sofort zum Schlagbaum. «Ich denke, du bist heute nicht hier.»

«Hier am Schlagbaum nicht. Ich laufe Kontrollstreife an der Mauer entlang.»

«Nimmst du mich ein Stück mit?» Seine Augen bettelten.

«Das geht nicht», sagte ich. Der Unteroffizier nickte mit dem Kopf.

«Na gut», meinte ich zu Helmut, der mit hängenden Armen traurig vor mir stand. «Wir nehmen dich bis vorn zur Mauer mit, dann musst du aber zurück.»

Er strahlte. Mit grossen Schritten — wie ein Soldat — kam er hinter uns her. Zu seinen Spielgefährten blickte er nicht einmal zurück. Sie starrten ungläubig zu uns. An der Mauer ging er sofort auf einen Hügel. Ohne ein Wort zu sagen, blickte er eine ganze Weile hinüber.

«Warum stehen da bei der Kälte Zelte?» fragte er.

«Wahrscheinlich machen die Urlaub!»

«Bei der Kälte?»

«Die Zelte sind sicher geheizt», erklärte ich ihm. Er nickte.

«Wenn ich erst drüben bin, werde ich auch mal hier zelten und dich besuchen.»

Der Unteroffizier lachte. «Vielleicht werden wir alle dort zelten . . .»

«Nein», meinte Helmut bestimmt. «Ihr könnt hier nicht weg. Aber ich. Jeden Tag frage ich schon den Heimleiter, wann ich zu meinen Eltern kann. Er sagt immer: Ich kann es nicht entscheiden. Aber sie können mich ja nicht immer hier behalten. Meine Mutter und mein Vater sind da drüben. Und die werden dafür sorgen, dass ich zu ihnen kann. Ich will nicht in dem Heim bleiben!»

«Ist man im Heim nicht gut zu dir?» fragte ich ihn.

«Die Erwachsenen schon. Aber der Klaus und seine Truppe nicht. Sein Vater ist Offizier und der hat ihm wohl gesagt, dass meine Eltern abgehauen sind, und dass sie gegen mich sein sollen.» Langsam schlenderten wir zurück. «Wisst ihr», sagte er auf einmal zu uns, «es wäre schön, wenn alle so wären wie ihr!»

Im Dezember kam er regelmässig, fast jeden Tag. Eine Frau aus der Küche hatte ihn liebgewonnen und liess ihn durch eine Hintertür hinaus. Er blieb ein bis zwei Stunden und wurde dann auf demselben Wege wieder zurück in das Heim geschleust. Mitte Dezember erzählte er mir, dass ein Onkel mit einem Abzeichen auf den Kragen — er meinte die SED-Nadel — im Heim war und mit ihm gesprochen hatte. Er habe keine Eltern mehr, und er solle darum auch nicht immer beim Heimleiter fragen, wann ihn seine Eltern nachholen würden. Seine Eltern seien die Erzieher im Heim und der Staat. Die, die seine Eltern waren, solle er vergessen.

Ich hatte erwartet, dass er weinen würde. Aber er dachte gar nicht daran. Er trug sein Schicksal wie ein Erwachsener. Nachdem er sich auf den Schlagbaum gesetzt hatte, schaute er mich nachdenklich an. «Ich bleibe nicht hier. Wenn sie mich nicht rüberlassen, muss ich auf eigene Faust rübergehen. Du hilfst mir dabei, nicht wahr? Du brauchst mir ja nur zu sagen, wo ich sicher rüberkomme.» Er sah mich erwartungsvoll an.

An diese Möglichkeit hatte ich auch schon gedacht. Aber das Risiko war zu gross. Ich selbst wartete zu diesem Zeitpunkt schon gute 4 Wochen auf eine einigermassen sichere Fluchtmöglichkeit, aber immer kam etwas dazwischen. Entweder stand ich nicht unmittelbar am Stacheldraht, oder aber ich stand mit Posten zusammen, denen ich nicht trauen konnte. Und auf Kinder nahmen die Posten, die auf Flüchtlinge schossen, keine Rücksicht. Wenige Tage zuvor war erst ein 15jähriger Schüler, der über den Griebnitzsee flüchten wollte, beschossen und verwundet worden.

«Sieh mal», sagte ich. «Wenn du hier irgendwo flüchtest, besteht eine riesige Gefahr für dich. Selbst wenn ich dir sage, dass es da oder dort günstig ist. Die meisten Menschen, die heute flüchten oder es versuchen, kommen nicht mehr durch. Die Soldaten, die die Mauer bewachen sollen, haben ein gutes Schussfeld. Und es gibt an fast jeder Stelle einen, der ohne Hemmungen schiesst und trifft. Du kannst doch noch so lange warten, bis deine Eltern dich auf offiziellem Wege rüberholen. Man kann dich einfach nicht immer hier behalten.»

«Es gibt doch gute Stellen», meinte er überzeugt.

«Nein, die gibt es nicht mehr. Die Posten stehen heute so, dass sie alle Bereiche überblicken können. Dort hinten, wo der alte Bahndamm liegt, legten Pioniere bereits Minen. Und am gesamten Stacheldraht in unserem Abschnitt gibt es bereits akustische Alarmanlagen. Wenn es so leicht wäre, nach drüben zu kommen, wäre ich schon lange in Westberlin.»

«Aber ich muss doch zu meinen Eltern! Ich kann nicht hier bleiben.»

«Deine Eltern werden dich ja auch nicht hier lassen. Sie holen dich sicher bald. Ueber das Rote Kreuz oder auf einem anderen Weg.»

Am nächsten Tag hatte ich Ausgang bekommen. Ich wollte in Potsdam Weihnachtsgeschenke kaufen — auch für Helmut, der Weihnachten im Heim bleiben musste. Die meisten anderen Kinder waren über Weihnachten bei ihren Eltern.

In das Ausgangsbuch hatte ich mich schon eingetragen, als die Alarmglocke schrillte. Grenzalarm. Ich verfluchte diese Glocke, die mir schon mehrmals den so seltenen Ausgang verdorben hatte.

In der Waffenkammer empfingen wir unsere Maschinenpistolen. Im Laufen schnallten wir das Sturmgepäck an und nur Sekunden später standen wir in Reih und Glied angetreten auf dem Hof.

(Fortsetzung folgt)